den Codex erst nachträglich heran gezogen [1]); er ist noch immer nicht im Stande, aus ihm für seinen Verdacht der Fälschung Gründe herzuleiten — und so bleibt die Thatsache noch immer eine feste und unerschütterte, daß große, allgemein anerkannte paläographische Autoritäten, Pertz, Jaffé, jetzt auch Halm nicht den geringsten Zweifel an Alter und Echtheit zulassen wollen. Es liegt nichts vor, das den früher angenommenen Sachverhalt umstieße. Und auch die triumphirend herangezogene Parallele mit Günther Ligurinus und dem Gedichte De bello Saxonico hinkt ganz bedenklich, da bekanntlich jenen Werken die handschriftliche Beglaubigung mangelt.

W. M.

Bernhardi, Wilhelm, Matteo di Giovenazzo, eine Fälschung des XVI. Jahrhunderts. (Zuerst in dem dritten Jahresbericht des Luisenstädtischen Gymnasiums in Berlin, dann separat publicirt.) 4. 64 S. Berlin 1868.

Seitdem H. Pabst, der neueste Herausgeber der sog. Diurnali des Matteo di Giovenazzo im 19. Bande der Monumenta Germaniae, in den Göttinger gelehrten Anzeigen 1868 n. 24 selbst erklärt hat, er sei durch die genannte Schrift überzeugt, daß hier in der That eine Fälschung vorliege, so kann es wohl kaum noch für der Mühe werth erachtet werden, die Beweisführungen Bernhardis mit beifälligen Bemerkungen zu wiederholen. Die Resultate seiner Untersuchung stehen sowohl nach ihrer negativen als nach ihrer positiven Seite hin fest. Ein Matteo aus Giovenazzo kann nach der Mitte des 13. Jahrhunderts dieses Tagebuch nicht geschrieben haben, vielmehr hat es der neapolitanische Localhistoriker Angelo di Costanzo im 16. Jahrhundert gefälscht. Die Gründe, die Costanzo zur Fälschung veranlaßten, hat Bernhardi sehr scharfsinnig entwickelt und damit mehr geleistet, als von einem Kritiker streng genommen verlangt werden kann.

Nur Etwas läßt die Untersuchung Bernhardis noch vermissen, das gerade für Matteo als den ältesten italienisch schreibenden Chronisten von Bedeutung gewesen wäre, eine Untersuchung der Sprache der gefälschten Diurnali. Es heißt zwar am Schlusse der Abhandlung: „Endlich ist die Sprache der Diurnali nicht ohne Bedenken; in dem Bemühen einen alter-

---

1) Im Maiheft 1867 der Wiener Sitzungsberichte ist A.'s Abhandlung zuerst erschienen; im August 1867 erholte A. sich Rath über den Codex (S. 77).

thümlichen und ungelenken Stil herzustellen, hat der Fälscher doch Wendungen und Ausdrücke von entschieden modernem Gepräge durchschlüpfen lassen. Muratori läßt sich in der Einleitung zu Matteo darüber nicht aus, in seinen kürzlich gedruckten Briefen an Tafuri aber — Archiv. Stor. Nuovo Ser. IX 2, 13 ff. — verschweigt er weder seine Zweifel hinsichtlich des Idioms, noch kann er begreifen, come uno scrittore contemporaneo, quale si supporre esso Spinelli, possa aver fallato in assegnare il tempo di cose accadute aigiorni suoi. Brief 9, S. 16."

Es ist leicht erklärlich, warum Bernhardi nicht näher auf eine Untersuchung der Sprache der Diurnali eingegangen ist. Hat man doch zur Feststellung des apulischen Dialektes des 13. Jahrhunderts keine andere Quelle als unsere gefälschte. Aus diesem Grunde, denke ich, wird das Zeugniß von Kennern des neapolitanischen Volksdialektes auch für die sprachliche Seite der Untersuchung von Bedeutung sein und, da dasselbe ganz vollkommen mit den von Bernhardi gewonnenen historischen Resultaten übereinstimmt, die Untersuchung auch nach dieser Seite hin stützen.

Im vorigen Jahrhundert erschien in Neapel eine Schrift des Abate Galiani: Del Dialetto Napoletano. Dieselbe hat mancherlei Mängel und wurde daher von vielen Kennern des neapolitanischen Dialektes angegriffen. Eine eigene Gegenschrift erschien unter dem obscönen Titel: Lo Vernacchio, i. e. imitatio crepitus ventris, die hinter Galianis Abhandlung in der Collezione di tutti i Poemi in Lingua Napoletana abgedruckt ist. Galiani hält die Diurnali für echt, wie ja denn alle Neapolitaner stolz darauf sind, den ersten italienischen Prosaschriftsteller zu den Ihrigen zählen zu dürfen. Aber er bemerkt doch, daß die Apulier zu seiner Zeit einen anderen Dialekt redeten, als die Neapolitaner, kann sich aber dieses, von der Echtheit der Diurnali ausgehend, nur so erklären, in Apulien sei zur Zeit der Abfassung der Diurnali ein Dialekt gesprochen worden, der sich nach Neapel verbreitet habe, den aber die Apulier selbst verlassen hätten (S. 50). Man sieht, es ist die gezwungenste Erklärung von Uebereinstimmungen im Dialekte, die nur denkbar ist und die nur im vorigen Jahrhundert aufzustellen möglich war. Galiani erklärt deßhalb auch selbst an einer anderen Stelle (S. 11), die Neapolitaner und Apulier redeten fast denselben Dialekt. Zu dieser Behauptung bemerkt aber der Verfasser des Vernacchio S. 15 höhnisch: „Wenn Euer Kopf so weit von Eurem Halse entfernt wäre, stände es schlimm mit Euch. Thut mir doch

einmal den Gefallen, Herr Stinkwitz, gehet einmal nach dem Mantrachio (dem Lazzaroniviertel) sprechet dort apulisch und saget dann, Ihr seid ein Neapolitaner. Gebet einmal Acht, was geschieht; sie werden es Euch gehörig anstreichen, meiner Treue." Apulischer und neapolitanischer Dialekt waren zu allen Zeiten verschieden. Die Diurnali sind aber in gutem neapolitanischen Dialekt geschrieben, also unecht.

Da mir Galiani augenblicklich nicht zugänglich ist, entnehme ich die obigen Citate der Abhandlung Liebknechts zu Basiles Pentamerone II 297.

O. Hartwig.

Dr. H. von Holst, Federzeichnungen aus der Geschichte des Despotismus. Erstes Bändchen. Ludwig XIV. 8. 169 S. Heidelberg 1868.

Herr von Holst schleudert der Gegenwart den bittern Vorwurf entgegen, daß sie noch bis auf den heutigen Tag in der Regel verkehrter Weise die Zeit Ludwigs XIV beurtheile und namentlich die Größe Ludwigs bemesse. „Man vergißt die unsittliche Idee des Stückes zu sehr über seiner effektvollen Aufführung, man vergibt Ludwig, daß er den Staat zu Grunde gerichtet, weil er es mit Pomp und Eclat gethan. Und man wird dies thun, so lange man noch gewillt ist, sich selbst unter das Joch des Despotismus zu beugen, denn Ludwig XIV wird für alle Zeiten das unerreichte glänzende Vorbild der Despoten sein. Erst dann wird die Geschichte vermögen, in voller Gerechtigkeit ihren letzten Spruch über ihn zu thun, wenn die Menschen nicht mehr Herren und Knechte sein werden, sondern gelernt haben, frei sein zu wollen und frei zu sein."

Die Leser dieser Zeitschrift werden der Ansicht sein, daß dieser Spruch, welchen Herr von Holst erst der Zukunft vorbehalten wissen will, von der Geschichtsschreibung schon längst und gründlich genug gefällt ist. Staunend mag man fragen, an welche Adresse doch eigentlich diese 169 Seiten rastlos pathetischer Declamation über Ludwig XIV, den Despoten, gerichtet sind. Kaum dürfte dieser Redestrom, welchen der Verfasser gegen Ludwigs Eitelkeit, Ehrgeiz, Kleinlichkeit, Prunksucht, Gewissenlosigkeit, Selbsttäuschung und Selbstsucht in Scene setzt, noch als Censur der modernen französischen Geschichtsschreibung seine Stelle finden. Wo hat der Verfasser die Thatsache aufgelesen, daß heute noch die Mehrzahl der Franzosen jene Tage als das goldene Zeitalter — nicht etwa der französischen Literatur, sondern — Frankreichs preist?